

Schwarz und weiß

Ich stand in meinem Studentenzimmer und ließ den Hörer sinken. Vor meinem inneren Auge sah ich nur schwarz. Düstere Finsternis breitete sich in mir aus. Ich hatte das Gefühl, in einen dunklen Abgrund zu schauen. So etwas hatte ich zuvor noch nie gespürt oder erlebt. Und ich wusste sofort, dass dies nicht mein Abgrund war. Es war **sein** Schwarz, **seine** Finsternis, **sein** Abgrund. Ich hatte während des Telefonats in seine Seele geschaut. „Ich kann nicht mehr!“, hatte er in den Hörer gebrüllt und aufgelegt.

„Manchmal malt Marcel nur schwarz.“, hatte Katharina früher zu meiner Mutter gesagt. Katharina war die Erzieherin in der Regenhalle im Kindergarten. Das Gebäude hieß so, weil das Dach undicht war. Katharina war klein, nicht viel größer als wir Kinder und sie mochte Marcel genauso gern wie mich. Das war ungewöhnlich, denn für gewöhnlich wurde er von den meisten Erwachsenen getadelt, während sie nett zu mir waren. Marcel fasste immer alles an, wurde schnell wütend und geriet leicht mit anderen Kindern in Streit. Das mochten Erwachsene nicht so gerne. Ich glaube, Katharina hatte alle Kinder gleich lieb und Kinder durften bei ihr auch Dinge anfassen und laut sein.

Daher lag Marcel morgens früh auch meistens schon mit seinem Kopfkissen in einem unserer kleinen Dachfenster und schaute auf die Straße herunter. Katharina ging morgens immer sehr früh zum Kindergarten und ihr Weg führte an unserem Haus vorbei. Wenn sie dann kam, riss er das Fenster auf und rief: „Hallo, Katharina!“ und sie winkte zurück: „Hallo Marcel, bis gleich!“ Manchmal legte ich mich morgens auch mit meinem Kopfkissen in das Fenster daneben und winkte. Aber meistens schlief ich um die Uhrzeit noch. Ich verstand nicht, wie Marcel es schaffte, morgens schon so früh wach zu sein.

Irgendwann ging Marcel dann nicht mehr in den Kindergarten, sondern in die Schule. Die Schule dauerte etwas länger als der Kindergarten. Ich kam immer schon um zwölf Uhr aus dem Kindergarten. Wenn Marcel auch früh Schule aus hatte, konnten wir vor dem Mittagessen immer noch etwas zusammen spielen. So wartete ich auch an jenem denkwürdigen Tag sehnsüchtig an der Tür auf ihn. Ich wollte mit Marcel zusammen die Matratzen aus der Garage holen und vor der Schaukel unsere Landebahn für das Schaukelspringen aufbauen. Mein Vater hatte aus einer Haushaltsauflösung sechs Matratzen für uns ergattert, die meine Mutter mit einem Bezug versehen hatte und die wir als Spielmatratzen im Garten verwenden durften. Wir bauten uns daraus häufig eine Landebahn vor die Schaukel. Wenn man dann mit richtig viel Schwung schaukelte und absprang, flog man weit durch die Luft und landete auf den Matratzen. Das machte sehr viel Spaß. Marcel sprang einmal so weit, dass er fast im Beet landete. So mutig war ich nicht. Allein machte Schaukelfliegen keinen Spaß und allein konnte ich die Matratzen auch nicht tragen. Daher wartete ich auf Marcel.

Als er endlich auftauchte, war er am Heulen. Das fand ich ärgerlich. Denn dann musste immer erst geklärt werden, was passiert war und ob er sich wieder mit anderen Kindern gestritten hatte. Doch dieses Mal – so hoffte ich – würde es wohl schnell gehen. Die anderen Kinder hatten nämlich etwas behauptet, was ganz offensichtlich falsch und ausgedacht war. So etwas würden wir sicher ganz zügig klären können. Die anderen Kinder hatten doch tatsächlich gesagt, Marcel würde gar nicht zu unserer Familie gehören und er sei auch nicht das Kind meiner Eltern. Das war das Lächerlichste und Unglaublichste, was ich je gehört hatte und es war offensichtlich falsch. Wenn jemand mein Bruder war, dann war das Marcel. Das war sonnenklar. Er drehte meiner Puppe die Arme und den Kopf um, wenn er mich ärgern wollte. Wir klopten uns regelmäßig. Ich hatte auch eine Beule an der Stirn von einem Bauklotz, den er mir dagegen gehauen hatte und wenn mich auf der Straße jemand ärgerte, schmiss Marcel sich auf ihn und verprügelte ihn bis er abhaute. Mehr Bruder geht wirklich nicht. Was manche Kinder sich so den lieben langen Tag für komische Sachen ausdenken, ist ungeheuerlich.

Doch meine Eltern machten eine sehr ernste Miene. Sie sagten, dass sie jetzt ganz in Ruhe mit uns reden müssten und bekamen eine komische Stimme. Dann holten sie ein Buch. Es war unser

Familienstammbuch. Sie blätterten eifrig darin und zeigten uns dann ein Blatt Papier, auf dem stand, dass Marcel zu unserer Familie gehörte. Ich verstand nicht, warum man das in einem Buch nachschauen musste. Und dann sagten sie, dass Marcel in einer fremden Stadt in einem fremden Krankenhaus von einer fremden Frau zur Welt gebracht worden war, die sich aber nicht um Marcel kümmern konnte und dass meine Eltern ihn dann als ihren eigenen Sohn angenommen hätten. Mir war es eigentlich völlig egal, von wem und in welchem Krankenhaus Marcel geboren worden war. Soweit ich mich erinnern konnte, war er immer schon da. Er war mein Bruder und wenn die Erwachsenen jetzt nicht bald aufhören würden, mit belegter Stimme und feuchten Augen zu reden, würden wir vor dem Mittagessen bestimmt nicht mehr Schaukelfliegen spielen können. Irgendwann waren sie dann endlich fertig und wir konnten im Garten spielen.

Im Winter konnten wir natürlich nicht draußen mit den Matratzen spielen. Dafür kletterten wir im Winter in Marcel Zimmer auf einen halbhohen Schrank und sprangen von dort auf sein Bett. Das durften wir aber nicht und daher machten wir es nur, wenn meine Eltern nicht da waren. Besonders viel Spaß machte es, wenn meine Eltern abends weggingen. Dann konnten wir stundenlang auf den Schrank klettern und aufs Bett springen, ohne dass uns jemand dabei störte. Wir mussten nur immer aufpassen, wann das Garagentor betätigt wurde. Dann legten wir uns schnell in unsere Betten und stellten uns schlafend, wenn meine Eltern nach uns schauten. Nur einmal schöpfte meine Mutter Verdacht, weil ein paar Latten in Marcel Bett gebrochen waren.

Dann kam ich auch in die Schule und in den Ferien fuhr meine Mutter mit Marcel und mir für ein paar Tage in die Berge, ungefähr eine Autostunde weit entfernt von uns. Mein Vater konnte nicht mitkommen, weil er arbeiten musste. Tagsüber wanderte meine Mutter mit uns und abends saßen wir mit den anderen Gästen der Pension im Gastzimmer. Es wurde gelacht, gespielt und musiziert. Einer der Gäste spielte den ganzen Abend Klavier. Marcel fragte ihn, ob er auch mal Klavier spielen dürfte und das durfte er. Er setzte sich ans Klavier und spielte einfach drauf los. Es klang sehr schön und die anderen Gäste hörten andächtig zu. Am Schluss fragte ihn der Klavierspieler, was das für ein Stück gewesen sei und Marcel sagte, dass er sich das selbst ausgedacht habe. Da staunten die Erwachsenen sehr. Solche Sachen gefallen den Erwachsenen immer gut. Mir gefiel es aber auch. Es hörte sich viel besser an als die Tonleitern, die Marcel immer für den Klavierlehrer üben musste. Vielleicht sollte meine Mutter dem Klavierlehrer mal sagen, dass Marcel viel lieber andere Sachen spielt als Tonleitern und dass das auch besser klingt. An dem Abend mochten die Erwachsenen Marcel lieber als mich. Aber das war in Ordnung. Er hatte ja auch wirklich schön gespielt und ich war auch sehr stolz auf ihn.

Manchmal stritten wir auch. Marcel war viel stärker als ich. Beim Raufen war das ungünstig, weil ich dann nie gegen ihn gewinnen konnte. Deshalb musste ich mir andere Wege suchen. Da Marcel immer alles anfasste, bekam er häufig Ärger von den Erwachsenen und das konnte ich für mich nutzen. Einmal spielte er mit dem Fahrrad von Frau Schmid, die wir Tante nennen durften. Tante Schmid half meiner Mama beim Putzen. Sie kam immer mit dem Fahrrad und bevor sie nach Hause fuhr, redete sie gerne noch mit meiner Mutter. Tante Schmid konnte sehr viel reden und sie beendete jeden zweiten Satz mit: „Ach Gottchen, ach Gottchen.“ Das fand ich witzig, weil ich eigentlich dachte, dass Gott sehr groß war und nicht klein und niedlich. Aber offensichtlich fand Tante Schmid Gott so putzig, dass sie ihn Gottchen nannte. Jedenfalls spielte Marcel mit dem Fahrrad von Tante Schmid, während sie mit meiner Mutter redete und dann passierte es. Der Fahrradständer brach ab. Marcel und ich erschrecken beide sehr. Marcel lehnte das Fahrrad an die Laterne, raste mit dem abgebrochenen Ständer in die Garage und versteckte ihn dort. Dann brachte er Tante Schmid das Fahrrad und hielt es so lange fest bis sie sich auf das Fahrrad schwang und nach Hause radelte. Sie schien gar nicht gemerkt zu haben, dass der Ständer abgebrochen war. Als Marcel mich kurze Zeit später ärgern wollte, witterte ich meine Chance: „Hör sofort auf oder ich sag Mama und Papa, dass du den Ständer abgebrochen hast.“ Das funktionierte perfekt und ich wendete es seitdem bei jeder Gelegenheit an. Wenn ich etwas von ihm wollte, brauchte ich nur zu sagen: „Ich sag das mit dem Ständer.“ Dann bekam ich, was ich wollte. Mit dem Ständer hatte ich ihn eine ganze Weile im Griff.

Irgendwann hatte Tante Schmid dann einen neuen Ständer an ihrem Fahrrad. Da musste ich mir etwas Neues ausdenken, mit dem ich Marcel in Schach halten konnte. Aber meistens fand sich etwas.

Mit der Zeit bekam Marcel in der Schule mit den anderen Kindern immer mehr Schwierigkeiten. Und auch ich geriet häufig mit ihm in Streit. Einmal stritten wir uns an einem Samstagabend besonders heftig. Meine Mutter schimpfte sehr mit uns, weil sie an dem Abend ausgehen wollte. Mein Vater war auf einer Geschäftsreise. Als wir uns für das Bett fertig machten und meine Mutter sich für das Ausgehen schick machen wollte, sah ich, wie mein Bruder auf seinem Bett saß und sein Pfadfindermesser in der Hand drehte. Er murmelte: „Am besten wäre ich gar nicht mehr da!“ Da durchfuhr mich ein heftiger Schmerz, der wie ein Blitz durch meinen ganzen Körper zuckte und ich lief weinend zu meiner Mutter. Sie kam sofort angelaufen, fing wie wild an zu reden und dann an zu weinen und dann wieder an zu reden und zu weinen. Schließlich fragte sie, ob sie denn an dem Abend überhaupt aus dem Haus gehen könne. Ich dachte „Nein“ und sagte „Ja“. An dem Abend tobten wir nicht herum und sprangen auch nicht vom Schrank auf das Bett. An dem Abend lag ich stocksteif in meinem Bett und lauschte auf jedes Geräusch in Marcel Zimmer. Irgendwann schlief ich dann doch ein. Am nächsten Morgen war Marcel noch da. Da war ich sehr froh.

Einmal fuhren wir in den Herbstferien zu Anna und Daniel. Anna und Daniel waren die Enkelkinder unserer Nachbarn und verbrachten normalerweise jede Ferien bei ihren Großeltern. Sie spielten dann immer bei uns. Jetzt sollte es aber einmal umgekehrt sein und wir durften bei Anna und Daniel eine ganze Woche verbringen. Ihre Mutter schien mich sehr zu mögen. Sie nahm mich am zweiten Tag beiseite und sagte mir: „Du bist ein ganz tolles Mädchen. Das muss ich dir unbedingt einmal sagen.“ Ich wurde ganz rot und wusste nicht, was ich sagen sollte. Denn sowas hatte zuvor noch nie jemand zu mir gesagt. Es kribbelte in meinem Bauch. Es ist ein schönes Gefühl, wenn jemand so etwas zu einem sagt. Ich beschloss, von nun an immer ein tolles Mädchen zu sein, damit das Gefühl im Bauch nicht wegging. Annas Mutter nickte mir im Laufe der Woche immer wieder aufmunternd zu. Sie musste ja wissen, wie tolle Kinder so sind. Schließlich war sie Lehrerin. Irgendwie merkte Marcel etwas und es schien ihm nicht zu gefallen. Denn er fing immer stärker an mich zu ärgern. Natürlich immer nur dann, wenn Annas und Daniels Mutter es nicht bemerkte. Normalerweise hätte ich zurück geärgert und irgendwann hätten wir uns dann gekloppt. Aber dieses Mal ertrug ich sein Ärgern einfach und wehrte mich nicht. Streit und Kloppereien passen nicht zu einem tollen Mädchen. Das wusste ich wohl. Doch Marcel Ärgern wurde immer mehr und irgendwann tat es mir richtig weh. Aber ich war ein tolles Mädchen und wollte es unbedingt bleiben. Zumindest in den Ferien bei Anna und Daniel. Zu Hause würde ich ihm alles heimzahlen. Das hatte ich mir vorgenommen. Als wir nach Hause fuhren, malte ich mir schon aus, wie ich mich rächen würde. Zu Hause dauerte es nicht lange bis ich mit Stubenarrest in meinem Zimmer landete. Ich war richtig ausgerastet als Marcel mich wieder ärgern wollte und hatte mich endlich richtig gewehrt. Schließlich musste aus der Ferienwoche ja noch so einiger Ärger abgegolten werden. „Du bist ja völlig verdreht.“, hatten meine Eltern gesagt. „Geh in dein Zimmer und denk mal über dein Verhalten nach. Wenn du wieder normal bist, kannst wieder kommen.“ Ich saß in meinem Zimmer und fand mich überhaupt nicht verdreht. Ich war einfach nur sehr wütend. Ich hatte mir das Leben als tolles Mädchen einfacher vorgestellt.

Eines Abends wachte ich auf und hörte, dass Marcel mit meinen Eltern im Wohnzimmer sprach. Es musste schon sehr spät sein. Ich lauschte auf die Stimmen und Geräusche im Wohnzimmer. Abwechselnd schienen meine Mutter und mein Bruder zu weinen. Ich spürte, dass es dieses Mal nicht gut sein würde, herunter zu gehen. Am nächsten Morgen ging Marcel nicht in die Schule und niemand erklärte mir warum. Meine Eltern waren an dem Tag viel unterwegs. Sie mussten immer wieder zu Terminen gehen und telefonieren. Abends sagten sie mir, dass sie Marcel in einer anderen Schule angemeldet und in der alten Schule abgemeldet hatten. Einige Jungen aus seiner Klasse hatten ihn über Wochen, vielleicht sogar Monate sehr geärgert. Sie hatten ihn vor dem Unterricht in einen Schrank eingesperrt, wo er dann die ganze Zeit regungslos ausharren musste bis ihn wieder jemand herausließ. Dann hatten sie ihm ein Fahrradschloss um den Hals gebunden und er musste den ganzen Vormittag mit einem Schloss um den Hals dasitzen, weil er den Zahlencode nicht kannte

und sich das Schloss nicht über den Kopf ziehen konnte. Dass sie ihm ständig die Luft aus dem Fahrradreifen ließen, war dabei fast noch das Harmloseste. Solche und ähnliche Behandlungen hatte er ausgehalten, ohne dass er uns etwas gesagt hatte. Das Komische war, dass auch keiner der Lehrer etwas bemerkt haben wollte.

Marcel tat mir sehr leid. Ich beschloss, ihn in der nächsten Zeit nicht so viel zu ärgern und besonders lieb zu ihm zu sein. Ich wehrte mich auch nicht dagegen, dass ich nun jeden Tag mittags Küchendienst machen musste. Denn für die neue Schule musste Marcel mit dem Zug fahren. Daher kam er mittags immer später nach Hause als ich. In der neuen Schule ging es ihm besser und wir stritten auch weniger. Außerdem musste meine Mutter ihm ganz viele neue Sachen kaufen, denn nach einem halben Jahr passte ihm nichts mehr, weil er so viel gewachsen war. Plötzlich brachte er auch gute Noten mit nach Hause.

Doch seitdem machte ich mir regelmäßig Sorgen um meinen Bruder. Ich selbst versuchte, meinen Eltern möglichst wenig Kummer zu bereiten. Ein Sorgenkind in der Familie reichte ja. Wenn mein Bruder komisch war oder streitlustig, fragte ich mich, ob wieder etwas dahinter steckte. Ich glaube, meine Eltern machten sich auch ständig Sorgen um ihn, besonders meine Mutter. Daher waren sie mit ihm auch nicht so streng wie mit mir. Bei Marcel hieß es immer entschuldigend: „Das musst du doch verstehen. Er hat so viel durchgemacht. Bei ihm ist es etwas anderes.“ Das verstand ich auch, aber ich fand es trotzdem ungerecht. Außerdem gewöhnte er sich daran, dass er nicht so streng behandelt wurde wie ich. Vieles wurde gar nicht erst von ihm erwartet. Wir alle gewöhnten uns daran, Marcel anders zu behandeln.

Das Gefühl, dass in unserer Familie etwas anders war als in anderen Familien, begleitete uns seitdem wie ein Schatten. Oft wünschte ich mir, dass wir einfach eine ganz normale Familie wären, ohne Probleme. Viele Jahre später war das dann auch endlich einmal der Fall, dass alles ganz normal war bei uns und das fühlte sich dann aber auch wieder seltsam an. Es war an einem Weihnachten. Ich studierte schon und Marcel hatte bereits seinen ersten Job. Marcel und ich waren zu Weihnachten nach Hause gefahren. Marcel erzählte stolz von seiner Arbeit und alle hörten zu. Er wirkte glücklich. Die ganze Situation war so ungewohnt, dass ich dachte: „Da sitzt unser Problem. Es gibt aber kein Problem.“ Der Zustand hielt auch nicht lange an. Bald war es wieder wie früher. Marcel hatte Ärger bei der Arbeit und mit den Kollegen. Außerdem vermuteten wir, dass er häufig Alkohol trank. Eines Tages rief er in einer tiefen Krise verzweifelt bei mir in meiner Studentenunterkunft an. Es schien ihm wirklich schlecht zu gehen. Schließlich brüllte er ins Telefon: „Ich kann nicht mehr!“. Und da sah ich mit meinem inneren Auge dieses Schwarz und wie sich die Finsternis in mir ausbreitete und der Abgrund sich vor mir auftat. So etwas hatte ich zuvor noch nie gespürt oder erlebt. Dabei war es nur ein kurzer Blick in seine Seele. Wie ein Abziehbild des echten Schwarz, das in seiner Seele wütete. Ich fühlte mich sehr ohnmächtig.

Seitdem sind viele Jahre vergangen, in denen Marcel und unsere Familie viele Höhen und Tiefen durchlebt haben. Aus jeder Krise hat er sich herausgekämpft und seit einiger Zeit lebt er stabil in einer Beziehung und mit seiner kleinen Familie. Im letzten Jahr hat er seine Marie geheiratet. Auf der Hochzeit unterhielt ich mich lange mit seiner Schwiegeroma, die ich zuvor noch nicht kennengelernt hatte. Irgendwann sagte sie zu Marcel: „Du hast eine ganz tolle Schwester. Das muss ich dir unbedingt einmal sagen.“ Darauf antwortete er: „Ja, das stimmt. Das weiß ich aber auch erst, seit ich erwachsen bin.“ Er wirkte auf seiner Hochzeit so glücklich wie nie zuvor. Und das fühlte sich dieses Mal überhaupt nicht seltsam an.